

Der „Probsthof“ in Niederdollendorf – eine Tochteranstalt der Kaiserswerther Diakonissenanstalt

Die Geschichte des heutigen Evangelischen Kinder- und Jugendheimes Probsthof in Niederdollendorf (Königswinter) begann schon 1896. Knapp der Hälfte der Zeit war der Probsthof als sogenannte „Tochteranstalt“ ein Teil der Kaiserswerther Diakonissenanstalt. Nur wenige werden noch wissen, dass die Anstalt nicht von Kaiserswerth gegründet worden ist. Erst zum 1. Juli 1908 war das seit 1896 bestehende Waisenhaus als Schenkung übernommen worden, nachdem es einige Jahre zuvor von Fräulein Frieda Caron und Baron von Gillhausen gegründet worden war. Übrigens waren an der Gründung und der Ausgestaltung Friedrich von Bodelschwingh und sein Sohn Wilhelm, Vorsteher des Mutterhauses Sarepta, beteiligt.

Mit der Übernahme durch Kaiserswerth war vereinbart worden, „die Besetzung zu einer Arbeit im Geiste der Diakonissenanstalt“ weiter zu entwickeln, offenbar bestanden zu dieser Zeit einige Defizite in der Arbeit. Als entscheidende Veränderung erwies sich die 1911 erfolgte Gründung der „Probsthofschule“, hier konnten die Kinder des Heimes zur Schule gehen, Auslastung und Finanzierung wurden damit einfacher.

Mit manchen Krisen und Veränderungen blieb der Probsthof bis nach 1945 in seiner Grundkonzeption bestehen. Mit Schwester Katharina Schlierbach kam in der Weimarer Republik eine Diakonisse, die die Geschicke des Hauses mehr als 30 Jahre leiten sollte. Immer schwieriger wurden die Jahre nach 1945: die alten Häuser – in die über Jahrzehnte nur wenig investiert worden war, deren Kriegsschäden nur notdürftig repariert wurden – eigneten sich kaum für die sich verändernde Arbeit; es wurde zunehmend schwierig, Personal für die Schule und das Kinderheim zu finden.

Über den Zustand des Hauses findet sich in der Festschrift von Ernst Füg „Nehmt uns auf“ (1974) ein Bericht (S. 71f):

Schwester Katherina Schlierbach schilderte den Zustand wie folgt:

„Das Haus ist immer gut belegt, so dass wir auch wirtschaftlich keine Schwierigkeiten haben“ schrieb sie 1954. Dennoch künden sich Zeiten eines Überganges an und mit ihnen die Probleme, die jeder Wechsel einer Epoche mit sich bringt. Die Häuser (Probsthof) leiden unter Überalterung. Die Mängel sind immer fühlbarer. Wasserversorgung und Heizung reichen nicht aus, das warme Wasser fehlt ganz. Die Toiletten sind unzureichend. Die Küche muss modernisiert werden. Neue Geräte sind zu beschaffen. Das Haus ist einfach eingerichtet mit seinen getünchten Wänden und ihren „billigen Borten“. Die Hygiene ist sehr primitiv, und es würde uns heute vorkommen, wie aus einer unterentwickelten Welt. Es gibt für 30 Kinder nur ein Klosett ohne Wasserspülung. Beim An- und Ausziehen mussten die größeren Kinder den kleineren helfen. Die Badestube im Keller diente allen Insassen (Baden einmal die Woche). Man trug die Kleinen „huckepack“ vier Treppen. In den Waschräumen standen die Waschsüsseln auf Holzbänken, es gab nur einen Wasserhahn. Die Einrichtung der Wohnräume bestand aus Tischen und Bänken, die oft recht altersschwach waren. Es gab nur wenige Schränke. Für die Kleider der Kinder waren zwei Verschlüge vorhanden. Für die Mädchen unter der Speichertreppe, für die Knaben im Wohnzimmer. Und weiter schrieb Schwester Schlierbach: „Morgens gab es eine dicke Suppe Haferflocken, dazu ein Stück trockenes Brot. Das Frühstücksbrot war bestrichen. Mittags wechselte der Eintopf mit einer Hülsen- oder Gemüsesuppe und an die Abendmahlzeiten wurde keine größeren Ansprüche gestellt“.

1962 waren 78 Kinder in drei Gruppen in den Häusern des Probsthofes untergebracht, nur sechs Erzieherinnen kümmerten sich um sie. Klar war allen Beteiligten, dass nur mit einem Neubau der Häuser und mit Änderungen in der Arbeit eine Zukunft für den Probsthof zu erreichen war. Kaiserswerth versuchte, mit einem neuen Arbeitsfeld für sogenannte „schwachbegabte“ Frauen Fuß zu fassen, dies gelang aber nicht, auch weil weder ausreichendes Personal noch genügend Finanzmittel zu Verfügung standen. Die Entscheidung, die dann gefällt wurde, war zu schwer, aber aus der Sicht der damaligen Diakonissenanstalt

durchaus folgerichtig. Man wollte die Arbeit in Kaiserswerth selbst stärken, da musste man sich von „Töchtern“ trennen und diese in die Selbstständigkeit entlassen. Erst 1977 verließ die letzte Kaiserswerther Diakonisse die Einrichtung.

Mit engagierten Bürgern aus Niederdollendorf und Königswinter und mit der ansässigen Kirchengemeinde entstand ein neuer Verein, der die Arbeit fortsetzte. Der NRW Minister Diether Deneke engagierte sich lange in diesem Verein. Heute besteht mit dem Evangelischen Kinder- und Jugendheim „Der Probsthof“ eine moderne diakonische Erziehungseinrichtung.

Wie die Verhältnisse und auch die Erziehungsvorstellungen in den fünfziger Jahren waren, zeigt die Erinnerung eines ehemaligen Probsthofkindes, die wir im Folgenden abdrucken:

Kurz zu unserer Geschichte:

Nach der Scheidung unserer Eltern sind mein Bruder und ich (im Alter von fünf und sechs Jahren) vom Kinderheim in Gummersbach 1954 in die evangelische Probsthofschule nach Niederdollendorf (Träger: Diakonissenanstalt Kaiserswerth) eingeschult worden.

Die Probsthofschule war ein Kinderheim mit angeschlossener Grundschule. Landschaftlich schön ist das Kinderheim zwischen den Weinbergen des Siebengebirges und in direkter Nähe des Rheins gelegen.

Im Kinderheim selber herrschte leider keine schöne Atmosphäre. Wir schliefen in einem großen Schlafsaal. Die Sitten waren streng. Prügelstrafen waren anscheinend normal und gehörten zu unserem Alltag. Um 18 Uhr war für uns Schlafenszeit. Nach dieser Zeit war ein Gang auf die Toilette nicht mehr möglich. Zumal die Toiletten im Außenbereich waren.

So passierte es, dass mein Bruder und ich, des Öfteren ins Bett machten. Auch im Hintergrund der Scheidung meiner Eltern waren wir physisch labil.

Die Folge war, dass wir am nächsten Tag zum Hausmeister der Schule mussten. Soweit ich mich erinnern kann, war es ein ehemaliger Polizist. Nach einer Strafpredigt nahm er seinen Gummiknüppel und schlug auf uns bis unsere Rücken voller blauer Striemen war. Fürchterlich. Wir konnten uns vor Schmerzen kaum bewegen.

Das war aber nicht die einzige Strafe. Nachmittags machten wir einen Spaziergang am Rhein. Wir mussten ein Schild um den Hals tragen. Sinngemäß, „Ich bin ein Bettnässer“. Sie können sich vorstellen, wie erniedrigend das war. Im Nachhinein erinnert es mich an andere dunkle Zeitabschnitte unserer deutschen Vergangenheit.

Mein Bruder besonders und ich waren durch die Vorgänge jahrelang traumatisiert, lernschwach und musste in psychologische Behandlung. Ich will nicht alle körperlichen Züchtungen aufzählen, die über uns ergingen. Anscheinend gehörte es damals zum Alltag der Erziehung. Als meine Mutter von den Vorfällen nach einiger Zeit erfuhr, nahm sie uns sofort von der Schule.

Text: Dr. Norbert Friedrich